

Möschberg-Landestag 1991

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge**

Band (Jahr): **46 (1991)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Möschberg-Landestag 1991

sr. War es das schöne Wetter oder fehlende Brisanz der angebotenen Themen, dass nur relativ wenige den Weg auf den Möschberg fanden? Wie dem auch sei, die Traktanden einer Hauptversammlung sind in der Regel eher trockene Materie, die wenige aus der Reserve zu locken vermögen. Sie konnten denn auch im gewohnten Rahmen abgewickelt werden.

Fehlende Brisanz kultureller Themen und Fragen des Zusammenlebens in der Familie? Jede und jeder weiss, dass noch viel mehr hier als auf dem Acker und in der Politik sich Wohl oder Wehe einer Familie, eines Hofes entscheiden. Wo die gegenseitige Achtung und das Vertrauen fehlen, muss der tüchtigste Unternehmer scheitern. Geschickt wusste **Paul Rufer** an praktischen Beispielen in den Familienalltag hineinzuleuchten, und manch eine(r) mag sich in den geschilderten Situationen wiedererkannt haben. Im Film konnten wir eine Auswanderung vor hundert Jahren nacherleben, im Bericht von **Hans Dätwyler** die

Mein Grossvater, der Bauer

Mein Grossvater, der Bauer, brauchte zum Pflügen die Pferde; auf dem braunen Wallach durfte ich manchmal reiten. Er schritt säend, mit der Vangogh-Gebärde, übers Land, das ihm aber, entgegen der Schulbuch-Romantik, nicht gehörte: Er hatte es zu über-rissenem Zins gepachtet; für Bauern-söhne, die aus vielköpfigen Familien stammten, war dies, da nur einer den Hoferben konnte, die einzige Möglichkeit, Bauer zu bleiben.

Im Tenn hingen hölzerne Heugabeln; ich erinnere mich an Garbenseile und Dreschflügel, wie sie heute im Freilicht-museum Ballenberg ausgestellt sind. Die Frauen klatschten die Wäsche, die in Zubern eingeweicht und in Kesseln gekocht worden war, über schräge-stellte Bretter (Persil gab es schon; aber es war unerschwinglich). Sie buken Brot im Ofenhaus; ihre mehlbestäubten Arme verschwanden in der Teig-mulde, hoben den Teig heraus, beutel-ten und walkten ihn; die Finger gruben sich ein in die nachgiebig-zähe Masse; ich durfte kosten und bekam nie genug davon, obgleich mich alle vor dem un-verdaulichen Klumpen warnten, der sich im Magen bilden werde. Und dann das Feuer im Ofen, die lodernnden Äste, die mir, wenn ich hineinschaute, bei-nahe das Gesicht versengten. Gross-mutter kratzte, wenn's heiss genug war, die Glut aus dem rotmäuligen Untier; wir schoben auf der Schaufel die blei-chen Teiglaibe hinein. Später strich der Duft der braunwerdenden Kruste durch den Obstgarten bis zum Hühnerstall, wo ich Eier ausnahm. Am Abend biss ich in frisches Brot.

Tragweite, die ein solcher Entschluss auch heute noch für die ganze Familie hat. Ohne tragfähige Basis müsste er im Fiasko enden.

Zum Schluss las der Schriftsteller **Lukas Hartmann** aus seinem Buch «Gebrochenes Eis» Erinnerungen aus seiner Jugendzeit. Bauernschicksal damals – heute aktueller denn je.

Insgesamt war es eine gelungene Ta-gung, die allen, die dabei sein konnten, einen nachhaltigen Eindruck hinterlas-sen hat.

Wir lassen einige Ausschnitte aus dem Buch «Gebrochenes Eis» von Lukas Hartmann folgen.

Grossvater brachte mir das Mähen bei. Ich stand, wie die andern, um fünf Uhr auf; ich liess die Sense, die Grossvater am Vorabend gedengelt hatte, durchs nasse Gras sausen. Er machte mir ge-duldig den ausholenden, bodennahen Schwung vor, der die Halme in ausge-

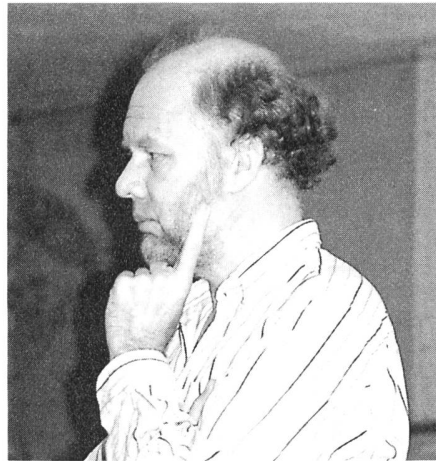


Bild: WS

richteten Kolonnen fällt; ich ahmte ihn nach, aber meine Arme erlahmten nach wenigen Schwüngen. Die Plage der Kartoffelkäfer kam über die Äcker. Wir gingen, Blechbüchsen an Schnüren um-gebunden, zwischen den welkenden, löchrig gefressenen Stauden hindurch, klaubten die schwarzgelb gemusterten Käfer von den Blättern und warfen sie in die Büchsen, in denen ein abstossen-des Gekrabbel und Gewimmel herrschte. Der Kalifornia-Käfer, wie Grossvater ihn nannte, war der erste Feind, von dem ich erfuhr, dass seine Ausrottung angestrebt werde (weder

den braunen noch den roten kannte ich damals schon).

Grossvater versprühte, 1950, keine In-sektizide (in Indien, Frühjahr 1979, sah ich auf sechs Meter breiten Plaka-ten die Basler Chemie dafür werben); mit Kunstdünger ging er in misstrau-ischer Sparsamkeit um: Mist und Gülle waren ihm vertrauter; über Silos und Heugebläse schüttelte er später, als er gezwungen war, im Strassenbau zu ar-beiten, den Kopf. Wo blühen noch die zehn oder fünfzehn verschiedenen Heu-blumen, die meine Mutter zu Strässen vereinigte? Im Burgund, an abgelegener Stelle, fand ich Kuckuckslichtnel-ken: dieses helle leuchtende Rot, das sich von Skabiosenblau und Kerbel-weiss erhob, Kindheitsfarben, Kind-heitsgerüche.

Ich beobachtete den Vormarsch von Bärenklau und Hahnenfuss, den die Kühe verschmähten, Rückgang der Greifvögel, Rodung von nistfreundli-chen Hecken, die sich einer rationellen Bewirtschaftung widersetzen. Der Bauer als Kleinunternehmer, auf dem Hochsitz des Traktors, von Abgasen umhüllt, Investitionen erwägend. Ver-dichtete Böden, Bauzonen-Gerangel. Mancher wurde, wie seinerzeit die Goldwäscher in Alaska, über Nacht zum Millionär. Paritätischer Lohn durch Subventionserhöhungen. In den sechziger Jahren (Grossvater kam ins Altersheim) redete keiner von Lebens-qualität; man richtete die Aufmerk-samkeit unumschränkt auf die kom-munistische Gefahr.

* * *

1953 wurde Grossvater die Pacht ge-kündigt. Der Besitzer, ein Metzger, der dem Fortschritt vertraute, verkaufte das Land der Gemeinde; sie liess dar-auf eines jener Nachkriegsschulhäuser bauen, die das Kasernenartige ihres Grundrisses notdürftig hinter Glas- und Betonmodernität verstecken. Es gab ein Abschiedsfest, zu dem sich die weit-verzweigte Sippe versammelte. Wir sassen an einem langen Tisch, den man auf die frischgemähte Wiese vor dem Haus gestellt hatte. Die Frauen servierten Schafsvoressen mit Kartoffelstock; zum Dessert schwelgte ich in steif geschlagenem Rahm, der sich über den Meringue-Schalen türmte. Noch lief das Wasser aus der Brunnenröhre, mit deren Strahl ich so oft das erhitzte Gesicht gekühlt hatte. Sepp, der Appen-zeller Sennenhund, strich um meine Beine, nach Essensresten schnappend, und vor mir erhob sich mächtig das Dach, wie für alle Zeiten gebaut. Ich war neunjährig; ich glaubte an die Un-zerstörbarkeit des Glücks. Auf einer Foto, die mein Vater knipste, stehe ich in Knickerbockers am rechten Rand

der Gruppe, Grossvater, wie es ihm gebührt, in der Mitte; schwer und feierlich wirkte er in seinem schwarzen Gewand; die Uhrenkette zeichnete sich darauf ab, die Hutkrempe beschattet den oberen Teil seines Gesichts, so dass der Ausdruck unbestimmt bleibt. Etwas Hölzernes und gleichzeitig Solides haftet ihm an, und ich rieche wieder den Stallgeruch, der mit Schweiß und Pfeifentabak eine unauflösliche Verbindung eingegangen war: Grossvater, der Bauer, bereits entthront; aber ich wollte es nicht wissen. Ich vernahm, dass das Vieh und die Gerätschaften versteigert worden seien; ich hörte, man habe Sepp, der schon lange als altersschwach galt, erschossen. Der Hof wurde abgerissen; Bagger hoben eine riesige Baugrube aus. Vater erzählte davon; ich weigerte mich, sie mit ihm zu besichtigen. Alles war anders von jetzt an; aber ich wollte es nicht wahrhaben. Die Ansprüche der Schule halfen mir, mich in meinen Kopf zu flüchten. Ich begann zu lesen: Die Helden Karl Mays führten mir vor, wie wenig der echte Mann sich von den Ereignissen berühren lassen darf. Mit eigentümlich hohler Gleichgültigkeit nahm ich's hin, dass Grossvater plötzlich anderswo wohnte, in einer schlauchartigen Wohnung, die keine Verstecke mehr bot. Wenn wir uns nach einem Sonntagsbesuch von ihm verabschiedeten, stand er winkend am Fenster. Ich winkte zurück; etwas in mir war ausgebrannt und erkaltet. Da die AHV-Rente nicht ausreichte, war er gezwungen, auf dem Bau zu arbeiten, im Stundenlohn. Er schaufelte, zusammen mit Italienern, an Kanalisationsschächten, füllte und leerte den Schubkarren. Er war der Älteste; wenn er seinen Bauernstolz hervorkehrte, lachte man ihn aus.

Als die Strasse, die zur Schule führte, aufgerissen wurde, begegnete ich ihm eine Zeitlang fast jeden Tag; sein schlohweisser Haarschopf war schon von weitem zu sehen. Er stand bis zu den Schultern im Schacht und schaute, indem er sich den Schweiß aus der Stirne strich, zu mir herauf. Wir grüssten einander, als wären wir flüchtige Bekannte; ich glaube, wir schämten uns beide. Wenn mich Schulkameraden begleiteten, wechselte ich vor der Baustelle unter irgendeinem Vorwand aufs andere Trottoir hinüber und versuchte, mich zwischen ihren Leibern zu verstecken. Ein leiser Schmerz stach mich dabei; aber ich stiess ihn sogleich von mir weg: es war ja nicht Grossvater, den ich verriet; der Grossvater, den ich kannte, war auf unbegreifliche Weise verschollen. Nachts träumte ich von Kornfeldern, die sich, wie durch Zauberei, vor mir teilten. Und Bertha, die zahnlose Magd, zückte im Kartoffelkeller ein langes Messer, aber Sepp kam

mir zu Hilfe, und ich ritt auf dem Waldrand zum Waldrand, wo Grossvater wartete und sich die Pfeife stopfte, und auf dem abgeernteten Feld spielten die Baracken-Kinder Verstecken, aber ich wusste, dass die Lehrerin dies verboten hatte, und deshalb trieb uns der dicke Schulhausabwart mit der Geissel ins

Ofenhaus, wo das Feuer schon brannte. Ich erwachte schwer aus solchen Träumen, und dann lag ich lange wach, angstgelähmt, und um meinen Körper wob sich ein spinnwebartiges Entsetzen, das mit der unfassbaren Wirklichkeit zu tun hatte, die mich eines Tages einholen würde.

Was haben wir verloren?

Die Kleinräumigkeit ist uns fremd geworden; sie wird als Idylle belächelt, als Heile-Welt-Sehnsucht. Wir haben uns damit abgefunden, dass die Räume, in denen wir leben, nicht mehr überschaubar sind. Was unüberschaubar ist, hat sich der bewussten Gestaltung entzogen. Das heisst: Wir haben keinen Wurzelgrund mehr, auf dem ein intaktes Heimatgefühl gedeihen könnte.

Wir haben die Beziehung zur Natur verloren. Wir handhaben sie als Mittel zum Zweck. Wir betrachten uns nicht als Glied in einer biologischen Kette, sondern als Herren, die über sie gebieten. Das Gefühl für die dem Leben innewohnenden Zeitabläufe, für den natürlichen Rhythmus, ist uns abhanden gekommen. Wir haben gelernt, die Jahreszeiten und die organischen Kreisläufe zu überlisten. Wir arbeiten in klimatisierten Räumen; wir essen frisch eingeflogene Erdbeeren im Winter; wir vertilgen das Unkraut mit Hilfe der Chemie, die auch dazu dient, Schweine keimfrei in Kunststoffboxen aufzuziehen oder das Wachstum von Kohlköpfen zu beschleunigen.

Wir haben kaum noch einen Blick für die Schönheit und Harmonie durchmischter, natürlich gewachsener Kulturen. Die Heuwiesen sind arm an Blumenarten geworden, die nistfreundlichen Hecken grösstenteils verschwunden; unter den Äpfeln dominiert der hochgezüchtete, wässrige Golden Delicious. Wir haben, sagt Pasolini, die Glühwürmchen ausgerottet, für deren Wiederbelebung er ganze Konzerne hingäbe. Schönheit und Harmonie werden allenfalls touristisch erschlossen und vermarktet, das heisst: durch Konsum zerstört.

Lukas Hartmann

POLITIK

VSBLÖ fordert neuen Artikel 31 c

In seiner Sitzung vom 17. April hat der Vorstand der VSBLÖ seine Stellungnahme im Rahmen der Vernehmlassung betr. ökologische Ausgleichszahlungen verabschiedet. Grundsätzlich wird die Absicht begrüsst, naturschonende Leistungen abzugelten. Es wird aber auch befürchtet, die Definition dessen, was umweltgerecht ist, könnte allzu grosszügig ausgelegt werden und die Kann-Formulierung im Gesetzestext habe zu wenig bindenden Charakter.

Mit der Beteiligung an der Vernehmlassung ist noch nichts bewirkt. Die Weichen werden erst bei der parlamentarischen Beratung und bei der Ausarbeitung der entsprechenden Verordnungen definitiv gestellt.

Der nachstehende Textvorschlag ist die Basis, auf der die VSBLÖ mit den Behörden verhandeln wird.

Im folgenden stellen wir dem im Bericht des Bundesrates vorgeschlagenen Gesetzestext zum Art. 31 a und b des LwG unseren Vorschlag gegenüber:

Gesetzestext Bericht Bundesrat Artikel 31 a

1 Der Bundesrat kann zur Einkommenssicherung im Sinne Artikel 29 ergänzende Direktzahlungen ausrichten. Er berücksichtigt dabei die Unterschiede in Ertragskraft und Einkommen, die auf die Agrarstruktur und die natürlichen Produktionsverhältnisse zurückzuführen sind.

3 c. eine umweltschonende und tiergerechte Produktion unterstützen

4 existiert nicht

Gesetzestext Vorschlag VSBLÖ Artikel 31 a

1 Falls die Einkommenssicherung gemäss Artikel 29 nicht gewährleistet ist, richtet der Bundesrat Direktzahlungen aus. Er berücksichtigt dabei die Unterschiede in Ertragskraft und Einkommen, die auf die Agrarstruktur und die natürlichen Produktionsverhältnisse zurückzuführen sind.

3 c. eine umweltschonende und tiergerechte Produktion garantieren

4 Nach einer Übergangsfrist von 3 Jahren ist die Einhaltung von ökologischen Minimalanforderungen, welche über die gesetzlichen Mindestanforderungen hinausgehen, Voraussetzung für den Anspruch auf Direktzahlungen. →